

*Ein Roman*

Der  
Flugzeugstreifen  
in meinem  
Popo

Eine berührende Geschichte über den Mut, feinfühlig zu  
bleiben - in einer Welt, die das Fühlen verlernt hat.

Lea M. Girrbach

**LESEPROBE**

Es gibt Kinder, die hören die Welt atmen. Sie spüren Dinge, die anderen oft verborgen bleiben. Henri ist eines von ihnen. In ihm rauscht das Leben lauter, die Farben sind heller und jedes Gefühl klingt länger nach. Zwischen Verlust und Verbundenheit, zwischen Sehnsucht und den leisen Wundern des Alltags erkennt Henri, dass das, was ihn ausgrenzt, zugleich seine größte Kraft ist.

DER FLUGZEUGSTREIFEN IN MEINEM POPO

---

Lea M. Girrbach

-Leseprobe-

Ein Vorgeschmack auf das kommende Buch

**LICHTSAMEN VERLAG**

## ÜBER DIE AUTORIN:

Lea M. Girrbach, aufgewachsen im schönen Schwarzwald, bezeichnet sich selbst als **Lebenskünstlerin**. Das Schreiben begleitet sie seit ihrer Kindheit und wurde mit der Zeit zu einem Weg, das Leben in seiner Tiefe zu verstehen. Aus ihren Erfahrungen erwuchs die Sehnsucht, andere Menschen zu ermutigen, ihr Empfinden als Stärke zu begreifen und dem Leben mit offenem Herzen zu begegnen. Ihre Geschichten entstehen aus einem feinen Gespür für die leisen Zwischentöne des Lebens – für seine Brüche, seine Schönheit und die Kraft, die in Sensibilität liegt.

2024 gründete sie den **Lichtsamen Verlag**, der sich feinfühlicher, reizarmer Kinderliteratur und Themen wie **Hochsensibilität und Neurodivergenz** widmet. Mit ihren Werken möchte sie berühren, verbinden und Mut machen, der eigenen inneren Wahrheit zu folgen.



*„Der Flugzeugstreifen in meinem Popo“ - Lea M. Girrbach*  
*Offizielle Leseprobe*

Copywrite © 2026 Lichtsamen Verlag/Lea M. Girrbach - alle Rechte vorbehalten

Rechtlicher Hinweis: Juli 2026

Dieses Dokument ist eine unverkäufliche Leseprobe des noch unveröffentlichten Werkes

„Der Flugzeugstreifen in meinem Popo“ von Lea M. Girrbach. Es handelt sich nicht um ein im Buchhandel erhältliches Produkt. Alle Inhalte sind urheberrechtlich geschützt; eine Weitergabe oder Veröffentlichung ist ohne schriftliche Zustimmung der Rechteinhaberin unzulässig.

LEA M. GIRRBACH

DER

FLUGZEUGSTREIFEN

IN MEINEM

POPO

*Roman*

LICHTSAMEN VERLAG

\*Hinweis: Die in diesem Buch geschilderten, neurodivergenten Erlebensweisen basieren auf persönlichen Erfahrungen und ersetzen keine fundierte Diagnostik oder Psychotherapie.

*Für Henri*

# PROLOG

---

Damals –

als Henri noch der kleine Junge war, mit den zu großen, stets geflickten Latzhosen, ahnte niemand, dass in ihm ein ganzer Kosmos wohnte.

Sie sahen nur ein stilles Kind, das die Welt mit wachen Augen betrachtete –

als lausche es etwas, das andere nicht hören konnten.

Niemand bemerkte, wie viel er fühlte, wenn andere längst weitergegangen waren.

Oder wie oft er Dinge sah, die für das menschliche Auge unsichtbar schienen –

die feinen, leisen Verbindungen zwischen allem.

Henri war ein Kind des Wandels.

Mit einem Empfinden so tief, und einem Herzen so groß, dass selbst das Kleinste in ihm Spuren hinterließ.

Er spürte, wo andere dachten –

und liebte, wo andere urteilten.

Die Leute im Ort machten sich ihre eigenen Gedanken über den Jungen mit den meist schuhlosen Füßen. Vielleicht spürten sie, dass etwas Ungewöhnliches an ihm war – etwas, das sich nicht erklären ließ, aber jeder fühlte, der ihm begegnete.

Nur ein Ort schien zu wissen,  
wer Henri wirklich war –  
das kleine Haus am Rande des Dorfes, wo die Zeit manchmal  
anders verging, und selbst die Stille freundlich klang.

Dort –  
zwischen den alten, knarrenden Dielen und dem Geruch von  
Heimat – begann seine Geschichte.

Leise.

Unscheinbar.

Und doch groß genug, um ein ganzes Leben zu verändern.

Das ist die Geschichte von Henri. Und von Oma Hellen.

Von einem Jungen,

der lernte, sich selbst zu halten.

Und einer Frau, die wusste,

dass Liebe die sanfteste Form von Mut ist.

# 1

## EIN ZUHAUSE

---

„Wusstest du, dass die Dunkelblauen Leuchtkäfer gar nicht sterben, weil sie auf dem Rücken liegen?

Sie liegen auf dem Rücken, weil sie sterben. Am Ende ihres Lebens, verlieren ihre Beine und Arme die Fähigkeit, sich selbst zu koordinieren. Allmählich können sie nicht mehr selbst darüber entschieden, ob sie laufen oder fallen.

Also liegen sie im Sterben. Und sterben nicht aufgrund des Liegens.

Ich finde es ist traurig.“

„Und doch Teil des Lebens, Henri.“

-

Im Holunderweg 72 stand ein kleines, himmelblaues Häuschen. Unauffällig wie es war, fügte es sich ohne viel Aufregung in die monotone Gleichförmigkeit der Reihenhaussiedlung ein. Kleine Vorgärten lagen ordentlich gepflegt nebeneinander in der gepflasterten Straße. Auf den ersten Blick schien alles in bester Ordnung zu sein und was sich hinter den geblühten Vorhängen verbarg, nicht von sonderlich großer Bedeutung.

Es war bereits später Nachmittag. Henri saß auf der kleinen Mauer vor dem Haus, den in die Jahre gekommenen Holzzaun im Rücken und streichelte gedankenverloren über Momos weiches Fell. Der kleine, schwarzer Nachbarskater wand sich unter seinen feinen Bewegungen und tat laut schnurrend seiner Zufriedenheit kund. Der Tag neigte sich langsam dem Ende zu und das Licht hinter den Häusern schwand in leisen Schritten.

Bald wäre der Vater nach Hause gekommen. Wie jeden Abend. Seit Henri denken konnte. Ein Heimkommen, welches die Leichtigkeit mitbrachte, die im himmelblauen Häuschen manches mal zu fehlen schien.

Ein Augenzwinkern über den Esstisch hinweg, wenn Henri mal wieder sein Glas umkippte und seine Mama die Augenbraun zusammenzog.

Ein kleiner Blick, der alles gut werden lies.

Wie ein kleines Licht im kühlen Grau.

Bald schon wäre er die Straße entlang gekommen, mit einem kleinen Lächeln im Gesicht.

Bald.

Hätte er es sich nicht an einem kühlen Tag im Mai anders überlegt. Ein früherer Mai - der Letzte um genau zu sein. Kurz nach Henris 5. Geburtstag. Er erinnerte sich noch daran, als wäre es Vorgestern gewesen.

Sie hatten wieder einmal lautstumm gestritten, in der Hoffnung, Henri würde sie oben in seinem Zimmer unter dem Dach, in seine Decke gewickelt, nicht hören. Doch wenn man feine Ohren besaß, konnte man manchmal selbst Dinge hören, die ohne Ton klangen.

Das leise Klacken der ins Schloss fallenden Haustür an jenem Abend. Henri hatte sie im Flur leise flüstern gehört und war auf Zehenspitzen im Dunkeln zur Zimmertür getapst. Das Ohr ganz nah an die Tür gepresst, hatte er versucht, das Geschehen zu verstehen, doch sie sprachen nicht mehr. Vielleicht, weil die Worte schon viel früher verloren gegangen waren.

Henri war zum Fenster geschlichen, hatte die gestreifte Gardine einen kleinen Spalt breit zur Seite geschoben und auf den Vorgarten hinuntergeschaut. Die Schuhe seines Vaters hatten auf dem kleinen Kiesweg vor dem Haus leise gescharrt und sein breiter Körper lange Schatten auf den Rasen geworfen. Das Gartentor hinter sich schließend, hatte er kurz inne gehalten. Er hatte den Blick gehoben und zu Henris Fenster hinauf geschaut, doch Henris Gegenwart blieb ihm hinter den Gardinen verborgen.

Dann hatte er sich umgedreht, den Mantel glatt gestrichen und war die kleine, mit Birken gesäumte Straße entlanggegangen. Bis die Schwärze der Nacht ihn Verschlungen hatte und das einzige Geräusch in der

nächtlichen Stille ein kleiner Kauzenruf war, der durch die Straße hallte.

Dann war er weg gewesen.

Einfach so - ohne ein warum.

Kurz darauf war unten in der Küche etwas zu Bruch gegangen und Henri hatte seine Mutter leise fluchen gehört.

Eine kleine Stille hatte sich um Henris Herz gelegt, wie ein Schleier um die Nacht. Er war leise zurück ins Bett geschlüpft und hatte zu den kleinen, schwach leuchtenden Klebesternen an der Zimmerdecke geschaut. Der Schlafanzugstoff hatte rau und stumpf auf seiner Haut gelegen, als wollte er ihm sagen, dass er in der falschen Kleidung steckte.

Unruhig hatte er in den Schlaf gefunden, doch die Stille war geblieben. Denn manchmal sind es die stillsten Dinge, die am längsten bleiben.

Die Erinnerung hing für einen Moment fast greifbar in der Luft, als Momos kleiner Körper sich auf Henris Schoß regte und ihn zurück auf die kühle Steinmauer vor dem Haus holte. Die spitzen Krallen bohrten sich durch Henris Hosenstoff und piksten ihn in die Haut seiner Oberschenkel.

"Au..! Momo.." murmelte Henri und grub die Hände unter den warmen Katerbauch. Die Erinnerung nur ein blasser Schimmer, als wäre sie nur kurz vorbei gekommen, um mit dem nächsten Windhauch hinfort geblasen zu werden. Es war nun bald 1 Jahr her, dass der Vater gegangen war. Und mit ihm ein Teil, der seid her im Holunder Weg zu fehlen schien.

Momo schnurrte, als wüsste er nichts von all dem, was gewesen war. Oder fehlte. Als wäre das Leben einfach nur jetzt. Ohne ein Gestern. Oder ein Morgen.

"Was machst du denn noch da?" Seine Mama stand in der offenen Tür und schnäuzte sich mit einem zerknitterten Papiertaschentuch über die Nase.

"Wolltest du nicht ins Dorf gehen und mit den anderen Kindern spielen? Stattdessen sitzt du nur wieder alleine rum."

Seufzend stopfte sie das Zerknüllte Taschentuch in ihre Hosentasche und blickte Henri vorwurfsvoll an.

"Aber ich bin doch gar nicht alleine Mama." Sein Blick huschte zu Momo hinunter, der weiter schnurrte, als wäre nichts. Seine Mama schnaubte kaum hörbar und schüttelte den Kopf.

"Du brauchst richtige Freunde Henri. Immer die gleiche Diskussion. So kann das doch nicht weiter gehen. Was denken denn die Leute, wenn sie dich immer nur alleine rum Streunern sehen."

Ihre Abneigung gegen befellte Säugetiere hätte sie nicht weniger verbergen können.

Henri Brummte. Wieso entschieden eigentlich immer die Erwachsenen, was richtig war. Was spielte das schon für eine Rolle, was die Leute dachten.

"Und jetzt?" Ihre Stimme hatte die Klangfarbe gewechselt.

Henri seufzte und stand auf. Momo hüpfte hinunter ins Gras und flüchtete in den Nachbargarten. Henri drehte sich

bewusst langsam Richtung Tor und lies die Schultern hängen.  
Zählen Schrittes bewegte er sich zum Rand des Vorgartens.

Hinter ihm klackte die Haustür zufrieden ins Schloss.

Die Nachmittagssonne fiel in zarten Streifen durch die Äste der Bäume, die entlang der Gärten die Straße säumten und malte ein flimmerndes Muster auf die Wiese.

Gebundet von den Sonnensprenkeln blieb er vor der etwas krumm gewachsene Birke neben dem Holztor stehen. Sie war zwar zur selben Zeit gepflanzt worden, wie alle anderen in der Straße, doch hatte sie im Laufe der Zeit wohl eine Phase der Orientierungslosigkeit durchlebt. Ihr schmaler Stamm bog sich mittig in einem leichten Bogen nach unten, so als hätte sie zwischenzeitlich den Mut verloren, sich weiter der Sonne zuzuwenden. Nun stand sie da, den kleinen Knick in der Optik mit Würde tragend, und wand sich im kleinen Bogen hinauf in den Himmel. Sie war zwar ein gutes Stück kleiner geblieben als die umliegenden Bäume, doch liebte Henri die kleine Birke vor dem Haus insgeheim mehr als jede andere.

Vielleicht, weil sie ihm - wenn er ganz genau hinhörte - ihre Geschichte durch die Blätter zuflüsterte. Eine Geschichte über das Licht und die Schatten, die es werfen kann. Dass man selbst mit einem Knick im Stamm zur Sonne wachsen konnte. Und es nicht von so großer Bedeutung war, wie genau das aussah.

Seufzend schloss er das Gartentor hinter sich und schlenderte die kleine Straße unter den Birken entlang. Den Blick Ausschau haltend, ob Momo irgendwo auftauchen würde.

Ja. Manchmal begannen die schönsten Geschichten nicht mit dem perfekten Zuhause, sondern mit den kleinen, unperfekten Umständen, die doch alles zu dem machten, was es sein soll.

## 2

# DAS VERANDAHAUS

---

Das Verandahaus lag abgelegen, am Rande des Dorfes, schön versteckt zwischen großen Bäumen, umgeben von weiten Feldern und Natur. Jeder aus dem kleinen Örtchen kannte das ungewöhnliche Haus, mit der hölzernen Veranda und dem großen Garten - einem Gemälde gleichend, welches die Leute zum Staunen brachte, wenn sie am Zaun entlang kamen. Alles schien einem Gesang zu folgen - einem, der auf eine Weise berührte, als sähe man sich selbst im Inneren des Gartens wieder.

Inmitten der gedeihenden Blütenpracht, streckte sich eine alte, riesengroße Eiche in den Himmel und breitete ihre großen Arme wie ein Schutzdach über dem Garten aus. Der schmale, organisch angelegte Kiesweg schlich sich fast unscheinbar an Beeten, Wildblumenplätzen, Wiesenflächen und blühenden Pflanzen vorbei, bis hin zur hölzernen Verandatreppe, die schon bei Wind zu knarzen begann - ganz gleich, ob sie jemand betrat oder nicht.

Es war kein gewöhnlicher Garten. Das merkte man schnell. Denn ihn schien etwas Magisches zu umgeben. Als flöchte sich eine feine Energie um den Zaun und jeder, der den Garten betrat, spürte diese Energie.

Doch vielleicht war es auch nicht der Garten alleine, dem diese Energie entsprang. Denn dieser Garten, der das Verandahaus umschmiegte, gehörte niemand anderem als Henris Oma, Hellen. Ein besonderer Mensch in Henris Leben. Wie ein kleiner Anker, der alles immer gut werden ließ, egal wie schlecht es aussah.

-

Die Wochenenden waren Henris Lieblingstage der Woche. Denn sie bedeuteten, dass er zum knarrenden Häuschen am Rande der Felder gehen konnte. Freudig verließ er das himmelblaue Haus im Holunderweg, schlenderte an den gepflegten Gärten entlang und summt ein kleines, im Takt seiner Schritte klingendes Liedchen.

Es war wie eine stille Freude, die ihn besuchte, jedes Mal, wenn er an Oma Hellen und das Verandahaus dachte. Wie eine zweite Heimat, die ihn zu sich rief.

Das Verandahaus war der einzige Ort auf dem ganzen Planeten Erde, wo er sicher wusste, immer willkommen zu sein. Denn bei Oma Hellen war immer Platz für ihn. Ganz egal, wie viel er sein wollte.

Am liebsten würde er jeden Tag zwischen dem alten Holzgeruch und den Fliederbüschen, auf der Veranda seine Zeit verbringen. Doch unter der Woche durfte er nicht zu Oma Hellen. Es reichte der Mama schon, dass sie ihn am Wochenende kaum zu Gesicht bekam. Henri verstand nicht, warum es so sein musste, doch an die Entscheidungen der

Erwachsenen musste man sich halten, selbst wenn sie einem nicht erklären konnten, warum etwas so sein musste.

An diesem Sonntag Vormittag hingen die grauen Wolken tief im Himmel, der Wind spielte mit den Blättern der Büsche und es sah aus, als würden sie ihm zuwinken.

Momo schlich ihm um die Beine und folgte ihm auf leisen Sohlen, die letzten Häuser hinter sich lassend. Als das im Nebel liegende Verandahaus in Sicht kam, hellten sich Henris Gesichtszüge auf und seine Schultern wurden leichter. Er beschleunigte seine Schritte und eilte leichtfüßig dem summenden Garten entgegen. Das hölzerne Gartentor knarzte beim Hineingehen und eine kleine, angelaufene Glocke läutete sanft.

Der Garten lag still und abwartend da und der Nebel hing wie eine geheimnisvolle Schicht zwischen den Pflanzen. Die Tagesenergie war diesig und trüb, doch das Verandahaus lag dennoch wie milde durchscheinend, eingebettet in einer friedvollen Atmosphäre. Zuhause im Holunderweg war ihm das Tagesgrau erdrückend erschienen, doch hier, am Rande des kleinen Ortes hatte die Stimmung etwas von geheimnisvollen Tagen, die zum Einmummeln einluden und keine Schwere trugen.

„Oma?!“, rief Henri. Seine Schritte knirschten auf dem Kiesweg, der zur Veranda führte.

„Bist du da? Ich bin's, Henri.“

Momo huschte an Henri vorbei, die alten Stufen der Verandatreppe hinauf. Einen kleinen Augenblick später, schob sich die Verandatür auf und Oma Hellen trat in einem rosa gestreiften Bademantel, die nackten Füße in Pantoffeln gesteckt, ins Freie. In der linken Hand hielt sie einen schmutzigen Holzkochlöffel. Henri musste grinsen, als er sie so sah. Das war sie, seine Oma Hellen. Ihre mittellangen, silbergrauen Haaren hatte sie mit einer großen Klammer zu einem unordentlichen Knäuel hochgesteckt und unter ihrem Bademantel lugte noch ihr Nachthemd hervor, obwohl es schon fast Mittag war. Doch was sagte das schon aus. Sonntage waren dazu da, Regeln vor der Tür zu lassen.

Die Arme weit geöffnet, stand sie in der Tür und erwartete ihren kleinen Lieblingsenkel in aller Herzlichkeit, wie sie es nur konnte. Henri kam, die letzten Stufen nehmend auf sie zu und lies sich freudestrahlend in ihre Arme sinken. Und für einen Moment konnte die Welt wieder Atem holen.

Als es plötzlich rauchig verbrannt durch den Bademantel roch, hob Henri den Kopf aus der Umarmung und schnupperte in die Luft. Fragenden Blickes, schaute er zu Oma Hellen hinauf, diese riss die Augen auf und lies fast den Kochlöffel fallen, in dem Versuch, eine schnelle Kehrtwende zu machen.

„Oje... der Kuchen!“ Sie wand sich aus der Umarmung und Henri musste sich am Verandageländer abstützen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Eiligen Schrittes flog sie förmlich durch den Flur ins Hausinnere und Henri stolperte ihr unbeholfen hinterher.

Der Kuchen schaute ihnen traurig und verbrannt aus dem Ofenfenster entgegen und Oma Hellen seufzte tief. Die ganze Küche stand voller Qualm und Henri hielt die Luft an. Das konnte nur Ärger geben.

Doch Oma Hellen gluckste, als wäre überhaupt nichts dabei, wenn einem der Kuchen abbrannte. Während Oma Hellen lachend durchs Haus eilte, und ein Fenster nach dem anderen aufriss, spürte Henri, wie etwas in ihm ruhig wurde. Als könnte man sogar über verbrannten Kuchen lachen, ohne dass etwas schlimmes passierte.

Zum Glück hatte Oma Hellen keine Feuermelder im Haus, sonst wären sie heute nicht zuletzt an einem tragischen Trommelfellbruchtod gestorben.

„Egal“, sagte Oma Hellen später, als der Rauch verflogen und der Kuchen halbwegs abgekühlt war. Vornüber gebeugt standen sie über dem schwarzen Klumpen, der nun einen angenehm süßlich, verkohlten Geruch im Haus verteilte.

„Wir schneiden einfach das Schwarze drum herum weg und essen nur den Schokokern. Der war sowieso das Beste am ganzen Kuchen“, sagte sie zufrieden und Henri stand daneben.

Im Verandahaus waren die Dinge manches mal anders. Und Manche musste man einfach so nehmen, wie sie waren. Zusammen setzten sie sich ins Wohnzimmer auf das weiche Kordsofa und ließen sich das Herzstück des Kuchens schmecken und es fühlte sich so an, als wäre es die ganze Zeit so geplant gewesen. Die braunen Schokofinger

abschleckend, sah Henri zu seiner Oma und zog den Mund zu einem breiten Lächeln. Zur Krönung des verbrannten Tages, schob sich an diesem Spätnachmittag allen Vorhersagen zum Trotz, die Sonne durch die nebelverhangenen Bäume und hinterließ ein stilles Gefühl von Glück im Haus - eines, das blieb, auch als der Tag schon längst vorbei war.

### 3

## DER LÄRM DER WELT

---

Henri stand vor dem schmalen Spiegel der hölzernen Kleiderschränktür in seinem Zimmer. Sein Blick wanderte von seinen wirr abstehenden, noch nicht gebürsteten Haaren, über die braunen, tief blickenden Augen zu seinen von Sommersprossen gesprenkelten Wangen hinunter.

Die vollen Lippen zu einem kleinen Strich gezogen, begutachtete er sein Spiegelbild und zupfte am Saum seines T-Shirts herum, welches etwas unordentlich unter dem Stoff seiner gelben Latzhose verschwand. Er hatte gelb gewählt an diesem Tag. Weil Gelb seine Lieblingsfarbe war und es ein hoffnungsvolles Gefühl in ihm hervorrief.

Unter den hochgekrempelten Hosenbeinen, lugten zwei verschiedenfarbige, Ringelsocken hervor. Normalerweise lief er am liebsten Barfuß, doch für diesen Tag würde er seine hellbraunen Lederschuhe tragen müssen. Auch wenn diese durch die Sockenbündchen auf der feinen Haut seiner Fesseln kratzten. Doch Henri wollte nicht schon wieder zu empfindlich sein. Vor allem nicht heute. Denn heute würde sein erster Schultag sein. Heute musste er groß sein.

Der Sommer war vorbeigegangen wie im Flug und plötzlich war er da gewesen, der frühe Herbst und mit ihm der Tag seiner Einschulung.

Der Morgen war noch frisch und Henri lies den Blick in den Himmel schweifen, während er die Straße zur Schule entlang lief.

Gedankenversunken beobachtete er die Vogelschwärme über sich am Himmel, wie sie dahin glitten als wären sie auch auf der Suche nach einer neuen Heimat. Und ohne dass sie wüssten, wo genau diese Heimat liegen sollte, spürten sie doch instinktiv, in welche Richtung sie fliegen mussten.

Die Schule lag ein gutes Stück außerhalb des kleinen Ortes. Ein Backsteingemauertes Flachdachgebäude, auf einem großen, staubigen Schulhof. Ein grauer Metallzaun umrandete das kleine Grundstück und vereinzelte Bäume warfen längliche Schatten auf den sonst etwas trostlos wirkenden Ort. Über der Eingangstreppe hing ein von der Sonne ausgebleichenes Banner mit der Aufschrift:  
*WILLKOMMEN, ERSTKLÄSSLER!*

Die anderen Kinder hatten bunte Schultüten dabei, farblich passend zu ihren grell blinkenden Einhorn-Schulranzen und Traktor-Sporttaschen. Alle zwei Meter tummelte sich ein besorgtglicklicher Erwachsener, der sein Kind stolz vor den anderen Eltern präsentierte.

Sie stellten sich in drei Reihen auf die Eingangsstufen des Schulgebäudes. Handys blitzten und stolze Kindergesichter lächelten in die Kameras. Am Rand der kleinen Gruppe stand Henri, in seiner abgenutzten Lieblingslatzhose und dem kleinen, braunen Lederrucksack auf den schmalen Schultern.

Die Sonnenblume in seiner Hand ließ leicht den Kopf hängen und Henri lächelte brav in die Menge der wuselnden Eltern.

Suchend wanderte sein Blick durch die Reihen, eine kleine Hoffnung im Herzen, ein vertrautes Gesicht zu entdecken. Er suchte, obwohl er wusste, dass niemand für ihn da sein würde. Er war alleine den Weg hergelaufen, den Blick mal in den Himmel, dann wieder auf seine auf dem Gehweg stapfenden Schuhe gerichtet. Die Mama war nicht mitgekommen, doch blieb da eine kleine Hoffnung in ihm zurück, dass es vielleicht ja dennoch einen anderen Menschen in seinem Leben gegeben hatte, der vielleicht an ihn dachte, an diesem Tag. Doch seine Suche blieb vergebens. Er würde nicht kommen. Genau so wie es die Mama mit genervt verdrehten Augen am Frühstückstisch gesagt hatte. Er war fort und würde auch nicht mehr wiederkommen. Auch nicht zur Einschulung seines eigenen Sohnes.

-

„Tschüss Henri“, hörte er die Worte seiner Mutter in sich nachhallen, als stünde er wieder am Morgen vor der weißen Haustüre. „Es werden sicherlich ein paar nette Kinder in deiner Klasse sein“, hatte sie gesagt, während sie Henri aus der Haustür nach draußen geschoben hatte.

„Kannst du nicht doch mitkommen Mama?“, hatte Henri leise gefragt und die Träger seines Rucksackes zurechtgezogen. „Nein Henri. Du bist doch schon groß. Dafür

brauchst du mich jetzt nun wirklich nicht mehr.“ Und bevor Henri etwas hatte erwidern können, hatte sie bereits begonnen, die Türe zu schließen. Im letzten Moment hatte sie nochmals innegehalten und in Henri war kurz ein kleines Gefühl aufgeflammt. Irgendetwas mit Hoffnung. Doch sie hatte nur beschäftigt geschaut und gesagt:

„Ach, und denk dran Henri, heute Mittag nach der Schule zu Oma zu gehen. Ich brauche Ruhe. Du wirst das Wochenende bei ihr verbringen“

Und dann war die Tür ins Schloss gefallen und Henri war da gestanden, mit dem kleinen Rucksack auf dem Rücken und einem so großen Tag vor sich, dass kein Kind der Welt ihn hätte selbst tragen können.

-

„Henri! Lächeln nicht vergessen!!“, rief die Schulleiterin vom Fuße der Treppe und holte Henri zurück in den Tumult der Eltern und zurück zu der einsamen Sonnenblume in seiner kleinen Hand. Doch Henri konnte nicht lächeln. Es ging nicht mehr. Da war diese kleine Traurigkeit, die ganz leise von innen hinauf geklettert kam. Und wenn man traurig war, konnte man nicht lächeln. Henri zumindest nicht.

Verloren lies er den Blick über die Menge schweifen, den kleinen Blumenstil in seinen Fingern drehend. Die Bündchen seiner Socken traten plötzlich wieder mehr als präsent in den Vordergrund und die Welt verschwand hinter einer dünnen Wand aus Glas, die alles dumpf zu machen schien.

Erschrocken merkte er, wie es hinter seinen Augen bedrohlich zu brennen begann.

Die Stimmen um ihn herum, wurden immer lauter und wilder und alles wurde plötzlich ganz eng in seiner Brust - als im hinteren Bereich des Schulhofs etwas seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Etwas Buntes, aber vertrautes, rannte mehr schlurfend als rennend in ihren Birkenstocks über den staubigen Schulhof. Silbergraue Locken hüpfen unter dem Strohhut umher, welcher mit einer Hand auf dem Kopf gehalten wurde, die andere damit beschäftigt, die hinunterrutschende Strickjacke auf den Schultern zu behalten.

Henri stockten die Tränen in den Drüsen und ein stilles Gefühl von Glück durchfloss ihn von oben bis unten. Wer war diese Frau, die immer zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein schien, wenn man sie gerade brauchte. Oma Hellen schlug sich durch die Menge der klatschenden Eltern, ein gelegentliches „Entschuldigung“ oder „dürfte ich mal“ murmelnd. Henri stand wie erstarrt da, die zur Hilfe eilende Oma Hellen im Blick. Alles ging so schnell, dass es sich nur wie ein kleiner Augenblick Leben anfühlte.

Die Blicke der empörten Eltern ignorierend, stapfte sie die Treppen hinauf, den Morgenrock hochgerafft, um die anderen Kinder herum, zu Henri an den Rand der Gruppe.

"Bitte keine Eltern auf der Treppe!" rief die Schulleiterin hysterisch in die Menge.

Doch Oma Hellen überhörte es gekonnt. Ihre warmen Hände legten sich um Henris Schultern und mit der Schwere

ihrer Hände, schlich sich die Traurigkeit auf leisen Fußsohlen hinfort. Trotzdem liefen ihm die Tränen die Wangen hinab. Doch dieses mal waren es kleine Tränen der Erleichterung. Leichtere als die der Traurigkeit.

Entgegen der Anweisungen blieb Oma Hellen hinter Henri stehen und verewigte sich für ihren kleinen Menschen nur allzu gerne auf allerlei Einschulungsfotos.

Mehr Infos zu allen Büchern gibt es unter [www.lichtsamen-shop.de](http://www.lichtsamen-shop.de)

Du willst die Veröffentlichung von Henris Geschichte nicht verpassen?

Dann trage dich über [www.lichtsamen-shop.de](http://www.lichtsamen-shop.de) oder per Email an [info@lichtsamen-shop.de](mailto:info@lichtsamen-shop.de) in den Newsletter ein.

**\*Hinweis:** Diese Leseprobe basiert auf einer Vorabfassung des Romans. Bis zur Veröffentlichung können einzelne Formulierungen, Inhalte und die Gestaltung noch überarbeitet werden.

„Vielleicht sind wir nicht  
zu empfindlich - vielleicht  
ist die Welt nur zu grob  
geworden.“

Es gibt Kinder, die hören die Welt atmen.  
Sie spüren Dinge, die anderen oft verborgen  
bleiben. Henri ist eines von ihnen.  
In ihm rauscht das Leben lauter, die Farben  
sind heller und jedes Gefühl klingt länger nach.

Doch in einer Welt, die selten Zeit hat, still zu  
sein, lernt er früh, seine Tiefe zu verbergen.  
Erst bei seiner Großmutter darf er wieder atmen.  
Dort, wo Wärme keine Worte braucht und Stille  
nicht weh tut, beginnt etwas in ihm zu heilen.

Zwischen Verlust und Verbundenheit, zwischen  
Sehnsucht und den leisen Wundern des Alltags,  
erkennt Henri, dass das, was ihn ausgrenzt, in  
Wahrheit seine größte Stärke ist.

*Ein stiller, humorvoller Roman über Neurodivergenz,  
das erwachen eines tief fühlenden Kindes und den Mut,  
Wege außer halb der Norm zu gehen.*